

Eine Stadt steigt aus dem Drogensumpf

Wandel Nach einem jahrzehntelangen Drogenkrieg ist die kolumbianische Stadt Medellín zur Normalität zurückgekehrt. Dazu haben seit der Jahrtausendwende nicht nur innovative Projekte der Stadtregierung beigetragen, sondern auch der Mut und das Engagement der Bevölkerung.

Andreas Koller
Allen war klar: «So geht es nicht weiter. Die Gewalt muss aufhören!» Anfang der 1990er-Jahre forderte der Krieg der Drogenkette in Medellín jährlich 7000 Menschenleben. Die Stadt lag am Boden, als die kollektive Einsicht reifte, dass trotz Unversöhnlichkeit der Lager der Krieg ein Ende haben musste. Rückblickend sagt Fernando Rendón, Gründer des Poesiefestivals: «Wir hatten die Wahl – fliehen oder handeln!» Unter dem Motto «Poesie ist Macht» lud er 1991 zu einer nächtlichen Lesung von Liebesgedichten in einen öffentlichen Park. Was wenige zu träumen wagten, geschah: Trotz Ausgangssperre folgten 3000 Menschen dem Aufruf, die Polizei liess gewähren, Gewalt blieb aus. Die Gesellschaft setzte ein Zeichen gegen Hass und Terror.

Was als Protestaktion einiger Intellektueller begann, entwickelte sich zu einem der wichtigsten Literaturfestivals

Südamerikas und wurde 2006 mit dem Alternativen Nobelpreis ausgezeichnet. «Es hat bewiesen, wie Kreativität, Schönheit, freier Ausdruck und Gemeinschaftsinn selbst unter von Angst und Gewalt geprägten Bedingungen blühen und diese überwinden können», so die Laudatio. Nicht nur die Zivilgesellschaft erwachte, auch die nationale Politik unternahm Schritte hin zu Frieden und Stabilität. Konfliktparteien wurden entmilitarisiert, eine verfassunggebende Versammlung schrieb – erstmals in der Geschichte Kolumbiens – demokratische Prinzipien, Bürgerrechte und Rechtsstaatlichkeit fest, und die lokalen Regierungen erhielten mehr Macht und Verantwortung.

Urbane Akupunktur als Wegbereiter

In der Barrio Santo Domingo, hoch über dem Norden der Stadt, fällt die Biblioteca España ins Auge. Wohl das bekannteste Beispiel der Demokratischen Architektur Medellíns. Mit ihr trieb Sergio Fajardo den Wandel voran. Der studierte Architekt und Aktivist schaffte 2004 den Sprung ins Bürgermeisteramt. Mit seinem Team setzte er neue Akzente: Transparenz und Rechtsstaatlichkeit, Nulltoleranz gegenüber Korruption, Gewaltfreiheit sowie Teilhabe für alle Bürgerinnen und Bürger prägten die neue Stadtpolitik. Den Fokus legte Fajardo dabei auf den Ausgleich des gesellschaftlichen Ungleichgewichts, insbesondere auf den gleichberechtigten Zugang zu Bildung, Transport, Gesundheitswesen, Kultur und Architektur für alle.

Fajardo hatte nicht nur klare Visionen für das neue Medellín, er hatte auch ein feines Gespür für Menschen und ihre Potenziale. Vom Städteplaner Alejandro Echeverri für seine Leuchtturmprojekte öffentlich kritisiert, machte er diesen kurzerhand zum Stadtbaumeister. Gemeinsam entwickelten sie die «Urbane Akupunktur» – ein engmaschiges Netz aus Infrastruktur, Bildungs- und Betreuungsangeboten. Beginnend in den schwierigsten Vierteln – entstanden 20 Bibliothek-Parks und 350 Kinderstätten. Auch die Polizei wurde tiefgreifend reformiert. Moderne Stationen mit gut ausgebildeten Polizisten markieren heute Präsenz in den einst umkämpften Barrios und stärken das Vertrauen in den Rechtsstaat.

In Santo Domingo ist die Normalität die leidvolle Vergangenheit. Sie soll vor dem Vergessen bewahren. Erinnerung, um nicht zu wiederholen – ein Gedanke, dem Besucher im Casa de la Memoria und auf der Plaza de San Antonio wieder begegnen.

Die Metro: Rückgrat des neuen Medellín

Wie ein Rückgrat durchzieht die Metro, eine S-Bahn, das Stadtgebiet von Nord nach Süd. Sie wird ergänzt durch Gondelbahnen, welche die Barrios an den Berghängen erschliessen. Beide sind aus dem öffentlichen Leben nicht mehr wegzudenken und verbinden nicht nur geographisch, sondern auch gesellschaftlich. In unmittelbarer Nähe der Stationen entstanden Räume der Begegnung, Parks und Museen. Und das Transportsystem eröffnet den Bewohnern der Hüftensiedlungen an den Berghängen direkten Zugang zu Infrastruktur und Arbeitsplätzen der Innenstadt und Aussicht auf ein geregelteres Einkommen.

Wer mehr über den Wandel erfahren will, besucht Moravia, die ehemalige Abfalldeponie der Stadt. Was heute wie ein Park auf einem normalen Hügel aussieht, war früher ein riesiger Abfallberg. In Moravia ist Eley mit ihrer Gärtnerinnen-Cooperative «Manos que siembran vida» (Hände, die Leben säen) tätig. Sie zieht Pflanzen und Sämlinge, die an die Stadtverwaltung verkauft werden. Eley erzählt von der endlosen Gewalt. Davon, wie die damalige Verwaltung versuchte, mit einer Mülldeponie Anwohner loszuwerden, um Platz für lukrative Immobilienprojekte zu schaffen. Sie berichtet von ihrem Bleiben und wie einige ihre Hütten auf dem Müll errichteten, um dem Deponieren Einhalt zu gebieten.

Es habe sich viel getan, sei sie wirklich froh darüber, sagt Eley zum Wandel der Stadt und ihres Barrios. «Heute habe ich ein geregeltes Auskommen, ein ordentliches Zuhause und geniesse die Normalität.» Sie brauche sich nicht mehr täglich Sorgen um das Leben ihrer Liebsten zu machen. «Allerdings» – sie macht eine Pause – «es schmerzt, wenn die Medien immer nur die Politiker als Väter des Wandels ins Rampenlicht rücken.» Das werde den Frauen und Männern an der Basis nicht gerecht. Ohne sie hätten die Projekte der Regierung niemals Fuss fassen können. Eine Meinung, die vom Stadtdirektor der

1990er-Jahre, Alberto Perez, geteilt wird. «Natürlich spielten die Grossindustriellen, Politiker und Architekten eine zentrale Rolle. Aber es war vor allem ein riesiges kollektives Experiment.» Ohne die Unterstützung der Gesellschaft wären sie nicht weit gekommen.

«Sich erinnern, um nicht zu wiederholen»

Mit Bildern, Filmdokumenten, Interviews und Originaltönen gibt das Casa de la Memoria den Opfern Gesicht und Stimme. Ein Raum des Erinnerns, der Trauer und der Versöhnung. «Wir wünschen uns, dass nicht die Geschichten der brutalen Bosse, der Pablo Escobars und Don Bernas überdauern. Sondern die Zeugnisse der Menschen, die sich der Gewalt entgegenstemmen und ihren Mut mit dem Leben bezahlen», sagt Museumspädagogin Mayori Castilla. Maia Lourdes, eine kleine zurückhaltende Mittfünfzigerin, wohnt in einem der umliegenden Barrios und wurde Augen-

zeugin der brutalen Taten in ihrem Quartier. Als sie das Bild eines abgeschlagenen Kopfes neben einem mit Folterspuren überzogenen Körper zeigt und mit gebrochener Stimme erzählt, wird das Unfassbare fassbar. Keine Schuldzuweisungen, keine Anteilnahmen. Nur Trauer, Schmerz und Anteilnahme – Heilung.

«Sich erinnern, um nicht zu wiederholen. Den Opfern ein Gesicht geben!» Intuitiv erfasst der Besucher die Bedeutung des Casa de la Memoria – für Betroffene, den Friedensprozess, für Medellín und ganz Kolumbien. Auf der Plaza de San Antonio findet sich ein weiteres Symbol gegen das Vergessen. 1995 zerfetzte eine Bombe die «Friedenstaube» des weltbekannten Plastiklers Fernando Botero und riss 30 Menschen in den Tod. Die Stadt wollte die Spuren tilgen und den «Schrott» entsorgen. Botero griff ein und verlangte, dass die zerstörte Plastik an ihrem Standort belassen wurde. In ihrer Seite liess er eine Replikat aufstellen – als Zeichen, dass Frieden und Lie-

be auch mit Bomben nicht niedergeworfen werden können.

Der Friede in Medellín ist ein fragiles Gut

Die jüngste Geschichte Medellíns findet weltweit Anerkennung. 2012 setzte sich Medellín im Finale gegen New York und Tel Aviv durch und wurde von der City Bank als innovativste Stadt der Welt ausgezeichnet. Noch sind nicht alle Ursachen der Konflikte gelöst, der Friede in Medellín bleibt ein zerbrechliches Gut. Eine ganze Generation ist mit dem Krieg aufgewachsen. Opfer und Täter gleichermaßen in die Gesellschaft zu integrieren, bleibt die grösste Herausforderung. Die Erfolge der letzten Jahre und der diese Woche unterzeichnete Friedensvertrag zwischen der Regierung und der linksgerichteten Farc-Guerilla stimmen jedoch zuversichtlich. Mit dem Vertrag, dem das Volk noch zustimmen muss, könnte ein weiterer blutiger Konflikt in Kolumbien zu Ende gehen.



Seit dem Ende des blutigen Drogenkriegs können sich die Medellíner auch nachts wieder auf die Plätze und Strassen ihrer Stadt wagen.

Bilder: Andreas Koller



Kurze Verschnaufpause für einen Strassenmusiker in einem der neuen Stadtparks.

Metropole in den Anden



Karte: sgt



Früher eine Mülldeponie, heute ein Park: Auf dem Hügel Moravia zieht eine Kooperative Pflanzen und verkauft sie an die städtische Verwaltung.



Die Metro bildet das neue Rückgrat Medellíns. Zusammen mit den Gondelbahnen ermöglicht sie auch ärmeren Einwohnern, ins Zentrum der Stadt zu pendeln.



Bunt und steil: Die ärmlichen Viertel Medellíns kleben an den Hängen der Metropole.



Gondelbahnen verbinden die Barrios mit dem Zentrum Medellíns und bieten eine atemberaubende Aussicht über die zweitgrösste Stadt Kolumbiens.



Die Biblioteca España ist eine von mehreren Bibliotheken, die in den Armenvierteln gebaut wurden, um deren Bewohnern den Zugang zu Wissen zu ermöglichen.